

Mutter und Sohn

Autor(en): **Radelfinger, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 1

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633770>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

da hinüber tragen. Das Marianni will wirklich auch gar keine Räson annehmen und keine Vernunft. Es wird noch einmal dran denken müssen, wenn ich erst...

Langsam kühlten sich die trodenen Nebel. Zuerst gaben sie die graubärtigen Tannen frei; dann die Gräte und endlich den weichleidenden Blauhimmel. Sorglich steckte die Morgensonne Lichtlein um Lichtlein auf die lustigen Spitzen. Die Gratränder säumte sie mit Silberfäden. Ja, es war als habe sie den winzig kleinen Menschen etwas abgeduckelt und wolle einmal ganz für sich und im stillen eine verspätete Weihnacht feiern, mit einem entsprechend großen Lichterbaum.

Räspel beachtete solches wenig. Er merkte es auch nicht, daß er überm werktätigen Füttern und Melken die graunächtigen Todesgedanken fallen ließ und sich wieder in Erfreulicherem erging. An das weiße, mürbe Brot dachte er zum Beispiel. Es war dies Jahr gar sonderlich gut geraten.

* * *

Rasch wechselnd wie launisches Aprilwetter hatte das neue Jahr angefangen und machte vorerst Miene, das Spiel fortzusetzen. Das Marianni brachte Feder und Papier und sagte: „Der junge Günteler ist gestern wieder einmal da gewesen; im Nachmittag“, fügte es schnell hinzu. „Er läßt dich fragen, ob du nicht noch einmal einen Wechsel unterschreiben tätest.“

Ganz nebenbei sagte es das, halb in die Stube hinaus. Der Alte legte die dürre Faust auf den Tisch: „Ich hab' einen bezahlt für ihn, mich dünkt, das sollte genug sein.“

„Es wäre nur für hundert Franken“, zögerte das Marianni. Das Kindlein hat ihm erworben und die Geißen sind ihm unträglich geblieben.

„Wenn er wieder kommt, so jagst ihn mit dem Besen fort! Verstanden? Kamst ihm auch sagen, wenn er Lust habe, ein Salzschnitz stehe für ihn gerüstet hinter der Tür.“

Das Marianni blieb aber hartnäckig: „Ich glaub aber doch, er würde ihn diesmal bezahlen.“

Da erbohte der Alte ernsthaft. „Los Marianni“, rief er, „heißt hör mir auf damit! So oft der das Maul auf-tut, so manches Mal hat er gelogen. Bezahlen... womit? Womit auch, möcht ich doch fragen? Die paar Landbige sind überschuldet, das Kindlein und die Geißen verpfändet und er selber tut nichts als auf der faulen Haut liegen.“

Vom Kirchlein her läutete es das erste Zeichen. Ein paar Bergfinken schnäbelten hungrig an die Fensterscheiben. Da nahm das Mädchen sein volles Herzlein in beide Hände und sagte erregt und erröthend:

„Netti, Netti, heraus muß es halt nun doch einmal, daß ich ihn trotz alledem gern hab. Er ist ja schon nicht in allem, wie er sein könnte, aber wer ist das? Probiere noch einmal, Netti, unterschreib ihm. Ich versprech es dir dafür in die Hand: Wenn er nicht zahlt, dann will ich tun, wie du mich heißest. Ich will ihn dann mit dem Stumpenbesen verjagen und ihm gar selber einen Salzschnitz nachpülvern, wie er seiner Lebtag noch keinen verspürt und gerochen. Aber für diesmal...“

Solches Reden verwunderte den Räspel gar sehr. Er kannte das Marianni und den Günteler dazu: Da gab's keinen Zweifel. Darum sagte er sich nach kurzem Ueberlegen: „Hundert Franken wär die Sach wert“ — und unterschrieb.

Die ersten Predigtleute gingen unter dem Hause vorüber. — — — (Schluß folgt.)

Mutter und Sohn.

Skizze von Emil Radelfinger.

— — — und im neuen Jahr werde ich Dich wiedersehen, liebe Mutter, freue Dich in dieser Hoffnung und sei bis dahin herzlich begrüßt von Deinem Sohn Frank.“

Auf den zerknitterten Brief fallen wieder heiße Tränen. Die alte, harrende Mutter sieht zum Fenster hinaus, den Weg entlang, von wannen er kommen mußte. Bisweilen geht sie unruhig im Zimmer umher. Seit Wochen nun harret sie seiner Ankunft aus der fremden Welt, wo selbst ihn, der mehr als ein Jahrzehnt in Amerika sein Glück gemacht und nun der Fremde satt geworden ist, das Verlangen ankam, heim zu seiner Scholle zu kehren. Und die alte Mutter harret jede Stunde seiner, ungläubig oft, dann irrend, suchend und im Wunsche heißliegend möchte sie ihn umarmen, ihn, der nimmermehr von sich hören ließ, seit dem Tag, dem unglückseligen, der damals seinen Vater ins Grab gebracht. — Aber die lange Trennung hat alles wieder gut gemacht und auch über dem Hügel auf dem Friedhof hat sich der Hader seither ausgeföhnt. Und nun kommt er heim, ihr Junge, ihr Frank. Sie will ihm die Heimkehr schön gestalten, damit er zufrieden ist. Das hintere Zimmer hat sie in Stand gestellt und hübsch wohnlich aufgeräumt.

„Recht soll er es haben, der Frank, wenn er heimkommt“, denkt die Mutter und ein duzend mal tritt sie in das Zimmer und jedesmal ordnet sie irgend einen Gegenstand anders, oder streichelt die Falten des Bettüberzuges zurecht und nicht zuletzt setzt sie sich auf das Sofa und stellt sich vor, wie alles sein wird, wenn er zu Hause ist. Dann kehrt sie wieder zurück in ihre Stube und nimmt den Plag am Fenster ein. Immer das alte Spiel: Sie schaut hinaus durch die weißen Gardinen, den Weg entlang, auf jene Hausede, um die er biegen muß, wenn er kommt. Aber Stunde und Tag vergeht, ohne daß Frank seinen Einzug hält. Mit jedem Morgen ersteht die Hoffnung neu, mit jedem Abend erstickt sie wieder. Und jeden Tag liest sie den Brief des Sohnes, zwei-, dreimal; aber die Worte täuschen sie nicht. Zuversichtlich ist ihre Hoffnung und sie hört nie auf, ihn zu erwarten. — — —

Der Alltag hat sich ins neue Jahr geschlichen und macht sich breit. Die Tage im Morgen des Jahres sind von jener Schönheit, die dem rechten Winter eigen sind, die man liebt und in dieser Jahreszeit zu schätzen weiß. Die Sonne grüßt heute für kurze Zeit die Erde. Frau Anne-Marie sitzt wiederum am Fenster und wartet, wie gewohnt auf ihren Sohn. Das Leuchten der Nachmittags-sonne gibt ihr Kraft, und ihr Hoffen stärkt ihren Glauben an des Sohnes Heimkehr. Ihre Augen haften lange an der Straßenbiegung und in ihrer Hand bewegt sich wieder raschelnd Franks Brief. Der Tag neigt sich zum Abend; schon beginnt es zu dämmern. Am Fenster ist das Mütterlein eingeschlummert. In ihrem Traum kommt Frank nach Hause. Und der Traum ist so schön, so wahr, so lieb. —

Da geht draußen das Gartentor. Der Garten und das Haus nehmen den just eingetretenen jungen Mann auf. Heimelig berührt diesen des Hauses Enge und Stille und er, der Weithergereifte, Welterfahrene, er, Frank Heime-mann, der nun seine alte Mutter zu umarmen und lieb-kosend begehrt, steht unschlüssig in dem Flur und in seiner Brust hämmert sein Herz wild, hörbar. Er liest das Schild an der ersten Türe. Es trägt den Namen seiner Mutter. Hier also wohnt sie noch immer. Schon ergreift die Hand die Klinke; er drückt langsam darauf. — Steht sie wohl gerade hinter der Türe? — Langsam öffnet er die breite Pforte. Noch knarrt die Türe altvertraut. Diese läßt den Gast ein. Frank steht in der Vorstube. Es ist so still. Wie aus tiefem Schlaf erwacht, staunt er im Gemach umher. Alles ist noch so wie dazumal: die alte Pendeluhr an der Wand, mit ihren eisernen Gewichten daran, dieselben alten, bekannten Bilder ringsumher, mit den vergilbten, altmodischen Goldrahmen, der alte, ehrwürdige, ovale Tisch und die hohen Lehnstühle, die lange Kommode mit der Häfeldecke und den kleinen Dingen und Vasen darauf, die heimeligen Ofenecke, der vertraute Sitz in ihr, ach, alles, alles wie vor so vielen Jahren, noch so tugendhaft geordnet, noch

so ehrsam erhalten. Schritt für Schritt gewahrt er Neues, Längstvergessenes, ihm Vertrautes, liebe Kleinode.

Nun öffnet er sachte die zweite Türe zum andern Zimmer. Fast entrinnt ihm ein Freudenschrei: Am Fenster schlummert ja seine Mutter. Zu ihren Füßen liegt sein Brief, der ihr entglitten. Auf dem Tisch, neben dem Stridzeug, liegt aufgeschlagen die Bibel. Im Zwielficht schaut Frank die Schlummernde an. Sie ist alt geworden. Die Sorgenfalten möchte er ihr wegwässern! Es drängt ihn dazu. Tausend Wünsche brennen ihm auf der Zunge, tausend liebe Worte harren, in Bälde über seine Lippen gehen zu können, hundert und hundert Fragen liegen vorbereitet in seinem Innern. Da geht er langsam hin zu ihr, dem Drange nicht mehr widerstehend — und berührt sie leise, streichelt ihr das weißgewordene Haar und raunt ihr lieb „Mutter“ in das Ohr. Da erwacht sie und blickt um sich; sie gewahrt den Sohn. Stürmisch faßt er mit seinen Händen die noch roten Wangen seiner Mutter und küßt sie, wie er es als kleiner Bub getan. Die Mutter schluchzt vor Freude. Soll ihr Lebensabend noch so glücklich werden? —

Da erlischt am Himmel der purpurne Abend. Im Glücke beider Menschen erstirbt der Tag und die hereingebrochene Nacht verheißt ihnen eine Zukunft voll Friede und mit dem Gefühl der Zusammengehörigkeit suchen die Heimann's, Mutter und Sohn, spät ihr Lager auf.

Neujahr im Gebirge.

Hoch gehen in der Stadt des Festes Wogen.
Neujahr! Man feiert laut beim Becherklang.
Doch ich, erfüllt von heikem Wanderdrang,
Ich bin hinauf, zur Einsamkeit gezogen.

Da droben, wo die freien Lüfte wehen,
Wo mich des Himmels leuchtend Blau umfliehet,
Ein weiter Kranz von Bergen still umschliehet,
Will ich dem neuen Jahr entgegengehen.

Noch immer stehen wie vor alten Tagen
Die Wettertannen dort am steilen Hang.
Kein Sturm, kein Blitzstrahl sie noch je bezwang,
Sie stehn, ob auch ihr Leib oft wund geschlagen.

Die treuen Berge dort kennen kein Zittern,
So machtvoll ruhen sie auf ihrem Grund,
Und harren aus im Kampf zu jeder Stund,
Und trogen allen Stürmen, Ungewittern.

Bald muß ich wieder meine Schritte lenken
Hin in des Alltags Kreis, hinab ins Tal.
Drohn Stürme mir, dann will ich jedesmal
An meine Berge, meine Tannen denken!

D. Braun.

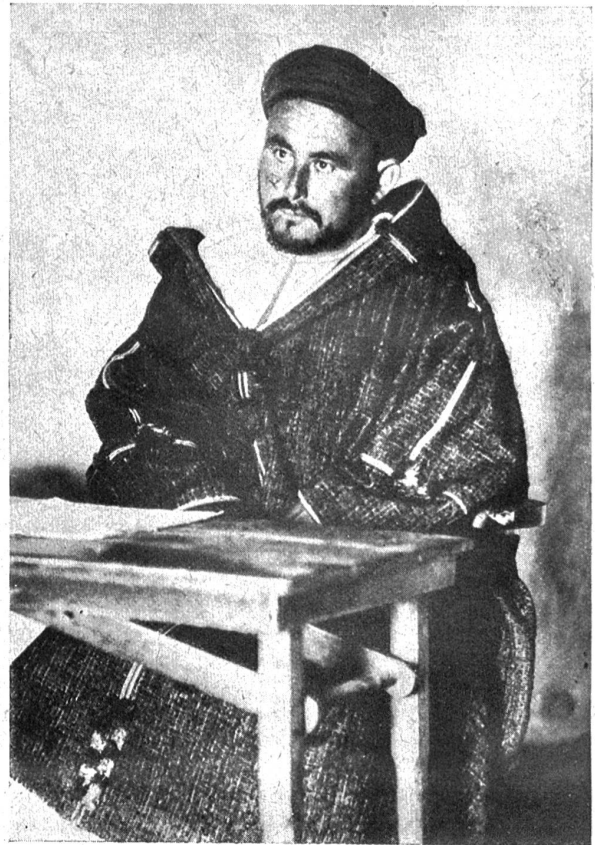
Aus der politischen Woche.

Ungelöste Probleme.

Das Jahr 1925 hat auf dem weltpolitischen Schauplatz eine gewisse Entspannung herbeigeführt. Durch die Verträge von Locarno hat Deutschland seinen festen Willen bekundet, mit Westeuropa einem durch internationale Rechtsnormen gesicherten Friedenszustand entgegenzustreben. Diese Entscheidung ist folgenreich. Sie entlastet die nächste Zukunft von Kriegsdrohungen von seiten der Nationalisten jeder Provenienz. Denn nun ist das offizielle Deutschland doch energisch abgerückt von der Revanchepolitik seiner politischen Rechte, und dieser Schritt ermöglicht Frankreich die von Briand vertretene Politik der Befriedigung und Auslösung, die wiederum den Extremisten in beiden Ländern das Wasser abgräbt.

Noch bleiben dem neuen Jahre genug ungelöste Probleme zu erledigen übrig, die ihm das alte als wenig erwünschtes Erbe zurückgelassen hat. Am schwersten mit altem

Arbeitsstoff belastet erscheint immer noch die französische Politik.



Abd el Krim, der Führer der Riffleute, beginnt die Friedensverhandlungen mit Frankreich.

Ungelöst ist vor allem die Finanzreform. Doumer, der neue Finanzminister, Nachfolger Loucheurs, hat wenig Aussicht, seine Reformvorschläge verwirklicht zu sehen. Sogar seine Kollegen im Kabinett, darunter Painlevé, sind gegen ihn. Die Sozialisten werden seinem Projekt ein Gegenprojekt entgegenstellen, das das Geld nehmen will, wo es zu finden ist. Wenn dabei das Ministerium Briand zu Fall kommt, so rechnen sie auf die Auflösung der Kammer und auf Neuwahlen, die bei der gegenwärtigen Volksstimmung für die Linke sicher nicht ungünstig ausfallen dürfte.

Dann hat Frankreich im kommenden Jahr das Marokko-Abenteuer endlich zu liquidieren. Viel gab in den letzten Tagen die sogenannte Mission des Engländers Gordon Canning zu reden, der behauptete, von Abd el Krim Auftrag bekommen zu haben, mit der französischen Regierung wegen dem Frieden Unterhandlungen einzuleiten. Bereits hat dieser Unterhändler mit Malon und dem Gouverneur Steeg in Fes gesprochen. Gegenwärtig weilt er in Paris, um mit Painlevé und Briand Fühlung zu nehmen. Doch diese mißtrauen ihm und lehnen ihn ab. Wenn es Abd el Krim ernsthaft um den Frieden zu tun sei und wenn er nicht bloß ein Mandöver im Sinne habe, um einen Keil des Mißtrauens zwischen Frankreich und Spanien zu treiben, so wisse er genau, wo er die Friedensbedingungen haben könne und wie sie lauteten. So wurde ihm Bescheid. Abd el Krim wäre allem Anscheine nach zu einem Frieden bereit, der dem Rif die politische Unabhängigkeit sicherte. Man vernimmt auch, warum ihm an dieser Unabhängigkeit so viel gelegen ist. Es steckt ein sehr realistischer Kern dahinter. In einer marokkanischen Zeitung wurde nämlich vor kurzem der Wortlaut eines Vertrages veröffentlicht, den Abd el Krim am 11. Juni 1923 mit dem englischen Schiffbauer